

UNTERTAN

Joachim Zelter

UNTERTAN

Roman

KLÖPFER&MEYER

Für Simone

*Dass das menschliche Leben lebenswert ist
oder vielmehr lebenswert gemacht werden kann
oder sollte.*

HERBERT MARCUSE,
Der eindimensionale Mensch

FRIEDERICH OSTERTAG WAR EIN VERTRÄUMTES KIND, das kaum wusste, wie ihm geschah oder was man von ihm eigentlich wollte. Oft fühlte er sich blutleer, so als wäre er soeben krank geworden oder verstorben und würde nur noch zum Schein weiterleben, ein Scheinlebender in den überwarmen Zimmern des Elternhauses.

Lachhaft. Das war das Wort. Als Friederichs Vater Friederichs Mutter zum ersten Mal nach Hause gebracht hatte, da hatte Friederichs Großmutter noch im selben Moment gesagt: »Diese Frau willst du heiraten. Das ist ja lachhaft.« Dabei hatte Friederichs Vater sie nur nach Hause bringen und ihr das Geschäft zeigen wollen und bei dieser Gelegenheit auch das übrige Haus, eines der ältesten Häuser der Stadt. Er hatte sie ins Wohnzimmer führen und ihr feierlich das Gemälde über dem Sofa zeigen wollen:

»Das ist er.«

»Wer?«

»Heinrich Ostertag.«

Der Höhepunkt jeder Hausführung. Heinrich Ostertag, der Erfinder des berühmten Brettspiels.

»Welches Brettspiels?«

»Fang den Hut.«

»Fang den Hut?«

»Jawohl, Fang den Hut.«

Dass sein Urgroßvater, Heinrich Ostertag, es gewesen war, der dieses Spiel erfunden hatte. Eines der schönsten und ältesten Spiele der Welt.

All das erklärte Friederichs Vater Friederichs Mutter, als er sie zum ersten Mal ins Haus brachte, bis die Großmutter kam und Friederichs Mutter nach draußen schickte und zu Friederichs Vater sagte:

»Und diese Frau willst du heiraten.«

»Ja.«

»Das ist ja lachhaft.«

Er heiratete sie trotzdem.

Die Hochzeit ereignete sich mit dem Wort *wenigstens*. Wenigstens eine neue Frisur. Wenigstens eine richtige Bluse. Wenigstens eine hochdeutsche Aussprache. *Wenigstens* war das ständige Wort, das Friederichs Mutter zu hören bekam. Angesichts der bevorstehenden Hochzeit. Ein Unding von Hochzeit. Eine Hochzeit zur Unzeit. Für die Großmutter eine Tiefzeit, ein Tiefpunkt in einer Tiefzeit. Und wenn schon eine solche Hochzeit, dann wenigstens ein anständiges Hochzeitskleid oder andere Leintücher. Wenigstens über wenigstens, das durch das Haus hallte. Was Friederichs Mutter auch tat und sagte, es war nicht mehr als ein *Wenigstens*. Sie verwechselte

Besteckstücke, aß in der falschen Besteckreihenfolge, schnitt Pellkartoffeln mit dem Messer ...

»Doch nicht mit dem Messer!«

In ihrer Aufregung sagte sie sogar *Fand den Hut* statt *Fang den Hut*. Die Großmutter war außer sich:

»Aber doch nicht *Fand den Hut!*«

Es stellte sich sogar heraus, dass sie noch nie in ihrem Leben *Fang den Hut* gespielt hatte. Wie so etwas möglich sein kann. Eine Kindheit ohne *Fang den Hut*. Als wäre das gar keine Kindheit gewesen.

Es gab Momente, in denen Friederichs Mutter weglaufen wollte, zunächst allein, später dann mit Friederich, der noch gar nicht geboren worden war. Und es gab Augenblicke, da sie mit ihm auf einer Brücke stand und in Gedanken schon gesprungen war.

Als Friederich Ostertag geboren wurde, da sah er dem Vater durchaus ähnlich, was die Großmutter erfreute, sie sogar für ihn einnahm: »Er sieht ihm sogar ähnlich«, sagte sie. Als wäre damit ein Anfang geschafft. Obgleich er oft weinte, was der Mutter zugeschrieben wurde. Alles Weinende, alles Traurige, alles Lärmende – das war die Mutter. Das Artige und Anmutige war dagegen der Vater und natürlich auch der Großvater und noch mehr noch der Urgroßvater, Heinrich Ostertag, der Erfinder von *Fang den Hut*.

Nur ganz selten spielte man bei den Ostertags tatsächlich *Fang den Hut*. Man betrachtete das Spiel vielmehr.

Man erfreute sich an dessen bloßer Anwesenheit, an den leuchtenden Hütchen, die wie die Figuren eines Schachspiels behutsam hin- und hergeschoben wurden, während der Vater im Sessel saß und Zeitung las und gelegentlich von dem Geschäft sprach.

Von dem Geschäft sprach man meist als *dem* Geschäft, nur selten von einem Spielwarengeschäft. So als wären den Ostertags all die Spiele im Schaufenster ein wenig unheimlich. Ein notwendiges Übel. So wie auch die lärmenden Kinder, die im Geschäft ein- und ausgingen. Wenn es denn unbedingt sein muss, so die Blicke des Vaters. Wenn es unbedingt sein muss. Sobald die Kinder wieder draußen waren, da atmete der Vater auf, da war das Geschäft wieder ein ernsthaftes Geschäft, und kein Spielwarengeschäft. So wie auch Friederichs Zimmer kein Spielzimmer war, sondern eher ein Jugendzimmer mit soliden Möbeln. Keine Spur von Spielsachen, die den Eindruck eines solchen Zimmers nur zu stören schienen. Und wenn Friederich dennoch einmal im Schaufenster ein Spiel entdeckte, das er gerne nach oben genommen hätte, dann waren diese Spiele nur Ausstellungsstücke oder für ihn völlig ungeeignet. Entweder war Friederich für ein Spiel noch zu jung oder bereits viel zu alt. Jedes Spiel, nach dem er griff, war deplatziert oder verfehlt, zu klein oder zu groß, passte nicht in sein Zimmer oder nicht zu seinem Alter, oder war eine Lächerlichkeit oder Albernheit. Nur ein Schachspiel hätte man

ihm gelassen, wären die Figuren nicht aus Plastik gewesen, sondern aus richtigem Holz.

Die Aussicht auf den Pfänder, auf die Alpen, auf den Bodensee – all das ersetzte die fehlenden Spiele. Mit dem Fernglas beobachtete er Ausflugsdampfer und Fährschiffe. Er beobachtete nicht nur, sondern er fuhr im Geiste mit diesen Schiffen über den See, mal als Passagier, mal als Schiffsjunge oder Kapitän. Er fuhr mit diesen Schiffen die Ufer entlang oder quer über den See in die Schweiz. Oder er betrachtete stundenlang den Säntis, sah sich (mit einer Hand an der Gardinenschnur) als Bergsteiger in furchterregenden Steilhängen, durch die er sich Meter für Meter emporarbeitete. Das waren Friederichs Spiele, und die Großmutter, die das sah, sie schimpfte nicht. Kein Möbelstück hatte Friederich dabei beschädigt oder auch nur verschoben – höchstens in Gedanken.

Sie stand mit ihm am Fenster und sagte: »Ach die Schweiz.« Sie stand oft mit ihm am Fenster und blickte in die Schweiz. In der ganzen Stadt gab es kein Haus mit einem besseren Blick auf die Schweiz. Ein Blick, der nachts sogar noch schöner war als tags. Nachts leuchteten all die Uferstraßen und Ortschaften am See, und sie leuchteten auf der Schweizer Seite wärmer als irgendwo sonst.

Das Wort Mittelstand. Wie oft dieses Wort im Wohnzimmer gesprochen wurde. Wenn der Vater, mit der Welt zufrieden, die Zeitung zusammenfaltete. Oder er mit diesem Wort eine Mahlzeit beschloss: »Ach der Mit-

telstand.« Meist mit einem leichten Seufzen gesprochen. »Ja, der Mittelstand.« Zunächst verstand Friederich darunter nur so etwas wie einen Verkaufsstand, vielleicht einen Obst- oder Gemüsestand in der Mitte des Marktplatzes. Erst mit den Jahren eröffnete sich Friederich die Tragweite des Wortes. Mittelstand. Zum Beispiel das Ostertägliche Geschäft – das war Mittelstand. Wie auch das Bekleidungsgeschäft um die Ecke. Mittelstand. Doch die Wurstbude am Bahnhof, das war kein Mittelstand, das war außerhalb der Welt.

Der Vater erklärte ihm: Mittelstand, das sei die Mitte von allem, das sei weder oben noch unten, links noch rechts, reich noch arm ... Mittelstand, das sei eine eigene Welt, ein gebohnertes Treppenhaus, ein Tischgebet, ein gemeinsames Mittagessen, ein Mittagschlaf, ein Herabschreiten ins Geschäft. Mittelstand, das sei die Mitte von allem: die Mitte der Familie, die Mitte der Mitarbeiter, die Mitte der Stadt, die Mitte der ganzen Welt.

ALS FÜNFJÄHRIGER WURDE ER EINGESCHULT. Auch das war Mittelstand. Ein Vorausgehen, ein Voraussehen, wo andere Kinder Fahrrad fuhren oder im See badeten. Der Vater selbst ging mit Friederich zur Schule, um ihn anzumelden. Er begrüßte den Schulleiter, überreichte ihm ein Schachspiel, ein Geschenk der Firma,

deutete auf Friederich, der einen Anzug trug und einen Diener machte. Als der Schulleiter von Friederichs Alter sprach, da war das für den Vater kein Hinderungsgrund, sondern eher ein Zeichen von Schnelligkeit und Auffassungsgabe. So als wäre die Zahl fünf bereits eine eigene Leistung. Ein Akt des Mutes und kühner Freiwilligkeit. Der Junge langweile sich sonst. Und der Vater reichte dem Schulleiter eine Schriftprobe von Friederichs Namen, den Friederich eigenhändig geschrieben hatte – nur hin und wieder hatte die Großmutter die Hand ein wenig geführt, und der Schulleiter war angetan von der Festigkeit, der Deutlichkeit dieser Schrift. Man könne es einmal versuchen, so der Schulleiter – die Zahl fünf war nun eine Zahl, die ganz auf Friederichs Seite stand. Eine Zahl, die später einmal wie eine Reserve in die Schlacht geworfen werden könnte, sollte Friederich irgendwann einmal ein Jahr verlieren oder ein Jahr wiederholen müssen. Immer hätte Friederich dann noch einen Rückhalt, eine eiserne Reserve, wo die Reserven anderer Schüler dann schon aufgebraucht wären – sagte der Vater und sagte auch der Schulleiter. Sie nickten einander zu. Sie sprachen Lieblingssätze: Wissen ist Macht. Oder: Nur der frühe Vogel fängt den Wurm ... Und sie reichten einander zum Abschied die Hand.

Aus dem größten Schaufenster des Geschäfts hatte der Vater einen Schulranzen für die Einschulung geholt, das größte und teuerste Modell mit zahllosen Schlitzern,

Reißverschlüssen und Seitentaschen – Modell Diplomat. Dazu bekam Friederich einen Füller, Stifte und einen großen Atlanten, in dem er blätterte. Die letzten Tage vor der Einschulung verbrachte er im Geschäft, wo er den Mitarbeitern präsentiert wurde, dem Prokuristen, den Abteilungsleitern, von denen er auch Glückwünsche entgegennahm für die Aufnahmeprüfung in die Schule, die er auf Anhieb bestanden hatte. Bereits der Schulranzen und der Atlas wirkten wie Auszeichnungen. Der Vater ließ es sogar in die Zeitung setzen: *Unser Sohn, fünfjährig, kommt in die Schule.* Und Friederich freute sich. Er sprach immer wieder die Zahl fünf. Er zählte sie mit seinen Fingern auf. Oder er zählte sie mit seinen Fingern nach: Fünf. Er zählte anders als die anderen Kinder. Andere zählten jedes neue Lebensjahr mit Stolz. Friederich zählte dagegen jedes fehlende Lebensjahr wie eine Auszeichnung. Fünf Jahre und schon in der Schule.

Eine Vielzahl mit Süßigkeiten gefüllter Schultüten hing im Schaufenster, doch waren diese Schultüten nicht für Friederich bestimmt, sondern für gewöhnliche Kinder, die damit lärmend zur Schule gingen, während für Friederichs Vater derlei Tüten Albernheiten waren, nichts für Friederich, der ohne eine Schultüte in die Schule lief, nur mit seinem Ranzen, und dabei gar nicht wie ein Erstklässler aussah, sondern eher schon wie ein Zweit- oder gar Drittklässler. Selbst der Hausmeister, der ihn sah, winkte ihn, da er ohne Schultüte war, sogleich in den

Raum der zweiten Klasse, und so konnte Friederich für einige wenige Momente ein Gefühl größter Erhabenheit auskosten: Fünf Jahre, und schon in der zweiten Klasse.

Man entdeckte den Irrtum. Man brachte ihn von der zweiten in die erste Klasse. Man hörte nicht auf seine Einwände. Man hörte überhaupt nicht auf ihn.

Nur in den allerersten Stunden konnte sich Friederich zurechtfinden, als es zum Beispiel darum ging, sich vorzustellen, den Namen zu sagen – er sagte den Namen, indem er aufstand und eine leichte Verbeugung machte. Er erwähnte das Spielwarengeschäft und den Vater und den Urgroßvater, Heinrich Ostertag, den Erfinder von *Fang den Hut* ... Und er setzte sich. Dann begann eine Welt der Buchstaben, der Zahlen, der Fragen und Nachfragen und Hausaufgaben. Die Schulbücher waren keine Dekorationen mehr, die man halten oder stapeln oder mit denen man sich verbeugen konnte. Die Bücher bestanden aus voranschreitenden Übungen, die ihm bald unbegreiflich wurden. Mit jeder Seite wuchs seine Ratlosigkeit – manche Lehrer sprachen von Aufregung, andere von Begriffsstutzigkeit. Wo anfänglich noch Bilder, da wuchsen mit jeder weiteren Seite die Buchstaben, und mit den Buchstaben wuchsen die Wörter, immer länger werdende Wörter, und wenn Friederich dabei war, einzelne Stellen eines Wortes zu begreifen, da wurde einfach weitergeblättert. Alle Blätter schienen ihm ein Um- und Weiterblättern. Wie davonfahrende Züge.